

Unterhaltungsblatt:

Als Beilage zur Preßburger Zeitung No. 33.

Dienstag, den 29 April 1817.

Die größten Diamanten.

Einer der größten war bisher der, unter den Kron-
Juwelen der Könige von Frankreich befindliche Stein, der
unter dem Namen „der Regent“ bekannt ist. Ein Eng-
länder, Namens Pitt, brachte ihn nach Frankreich zum
Verkauf; nach dessen Namen hieß er damals Pitt, wor-
aus aber die Franzosen Pitre machten; in der Folge ward
er der Regent genannt, dem Herzoge von Orleans zu Eh-
ren, der ihn, während der Minderjährigkeit Ludwig XIV.,
als Reichsverweser von Frankreich von dem Engländer Pitt
für den König kaufte hatte. *) Er wiegt 136 $\frac{3}{4}$ Karat,
und ward beim Verkauf mit 2 $\frac{1}{2}$ Millionen Fran-
ken (ungefähr 660,000 Thlr.) bezahlt. Ein Diamant
zweiter Größe, unter den französischen Kron-
Juwelen, heißt der Sancy weil er ehemals Hr. Harlay de Sancy
gehörte, er wiegt 55 Karat. Ansehnlicher als diese Stei-
ne ist ein Diamant, der von den Medicis herrührend zu
den Kron-
Juwelen des Großherzogs von Toscana gehörte,
denn dieser wiegt 139 Karat, und Tavernier, der ihn
gesehen hat, schätzte ihn auf 2,608,335 Fr. (912 000
Thlr.) Dieser Stein befindet sich gegenwärtig in der kais.
Schatzkammer zu Wien, wohin er von dem erlauchtesten
Großvater Sr. Maj. unseres allerburchlauchtigsten Kai-
sers, gebracht wurde. Der größte unter allen Diaman-
ten, welche sich in Europa befinden, ist der, welcher den
Cyprioten des russischen Reichs schmückt, und 194 $\frac{3}{4}$ Karat

*) Während der französischen Revolution war er eine Zeit
lang in Berlin verpfändet, und es sind, um das Andenken
seiner Größe und Gestalt aufzubewahren, einige Copien von
demselben aus Krystall geschnitten, daselbst angefertigt worden.

rat wiegt. Ueber alle diese ragt indes der im Schatz des Groß Moguls, ehemals vorhandene Diamant hervor, denn dieser war vollkommen noch einmal so schwer als der Regent, er hielt nämlich 279 Karat an Gewicht, und der vorge dachte Reisende, Tavernier, der ihn ebenfalls gesehen hat, schätzt ihn auf 11,723,000 Fr. (nahe an 3,000,000 Thlr.) Aber auch dieser Stein ist jetzt überströffen! Im siebenten Bande der Verhandlungen der Gesellschaft für Wissenschaften und Künste in Batavia (von dem jedoch bisher nicht mehr als eine Anzahl Aushängebögen — noch nicht das ganze vollständige Buch — in London angekommen ist) befindet sich nämlich hierüber folgende Auskunft: Der Radscha von Mattan, auf der Insel Java, besitzt den größten Diamant in der Welt. Er ist vom schönsten Wasser, von eyrunder Form, und wiegt nicht weniger als 307 Karat. An seinem zugespitzten Ende beindet sich eine kleine zackige Vertiefung. Er ist vor ungefähr 90 Jahren bey Landak ausgegraben worden. Vor mehreren Jahren versuchte es der Gouverneur von Batavia, ihn für die holländisch-ostindische Kompagnie durch Kauf an sich zu bringen, und schickte zu Abschließung des Handels einen seiner Unterbeamten, Namens Stuart, in Begleitung des Sultans von Pontiana, an den Radscha von Mattan ab. Herr Stuart untersuchte und wog diesen Edelstein, und bot dafür 150,000 Thaler, auf welche Summe in baarem Gelde der Gouverneur von Batavia ihn angewiesen, jedoch ihm die Freyheit gelassen hatte, nach Umständen, noch eine Quantität Waaren, von welcher Art sie auch seyn möchten, zu jenem Gebot baarem Geldes hinzuzufügen. Dieser Erlaubniß zufolge, bot Herr Stuart dem Radscha, nach und nach, noch 2 völlig ausgerüstete Kriegsbriggs, eine Anzahl Kanonen von schweren Kaliber, und eine sehr bedeutende Quantität Pulver und Kugeln; allein der Radscha erklärte am Ende, der Stein sey ihm um keinen Preis feil, denn er befinde sich jetzt schon seit 80

Jahren als Eigenthum in seiner Familie, und es sey ihm prophezeit, daß, so lange er diesen Stein besitze, sein Geschlecht auch in der Fürstenwürde verbleiben werde; ja noch mehr, der Stein sey auch um deswillen unschätzbar, weil er, wenn man ihn in Wasser lege und dieses Wasser trinke, sich als ein sicheres Heilmittel gegen Gift beweiße.

Ueber die Hochzeitgebräuche einiger Zipserdeutscher an den Ufern der Popper.

Dreizehnter Brief. R * *

Eine Hauptpflicht der Tischdiener, geliebter Freund, ist, die Gäste zur Hochzeit einzuladen. Sie kommen deshalb zwei Wochen vor der Kopulation, an einem Sonnabend Abends festlich geschmückt, in der Behausung des Bräutigams zusammen, wo sie von ihm das Verzeichniß der einzuladenden Gäste erhalten. Hier finden sie auch zugleich einen von der Braut übermachten Rosmarinstrauch, den sie als Hochzeitkranz auf den Hut stecken, nebst einem mit rothen Garn sehr schön ausgestickten weißen Schnurbeutel, das sie an den Schnurgürtel binden, der ihren Leib umgibt. So ausgeschickt und ausgeschmückt, beginnen sie nun das Geschäft der Einladung gegen 7 Uhr Abends, mit dessen Beendigung sie aber kaum bis Mitternacht fertig werden, wenn das Einladungsbüchlein lange ist. Ihre sonderbar klingende Einladungskrede, die sie in den Häusern der Gäste wechselweise zu deklamiren pflegen, wollen wir mit Stillschweigen übergehen.

Hat der Redner seinen Vortrag beendet, so wird ihm zuerst von dem eingeladenen Gaste, eben in einer besonderen Rede, im Fall ihm das gewöhnliche Formular von derselben bekannt ist, für die Einladung gedankt, und dann zur Belohnung für seine Anstrengung bey derselben, ein volles Glas Brandwein dargereicht. Die letztere Formalität wird in einem jeden Hause, in das der Invitor tritt, beobachtet. Daher geschieht es sehr oft, wenn viele

Gäste invitirt werden, daß die letztern sehr wenig, oder gar nichts von der Art zu sehen, die her vom Geistespiritus in sein im Schutte erschütterte Ritzschmeister, stammeln und sich trapp auf den Füßen haltend, vorträgt. Wie so es aber er ist, wann überall der Hals angefrucht werden wuß! Doch begiebt man sich nicht so genau zu nehmen. Man sieht in dergleichen Fällen den gut d Willen für die That an.

Es ist es aber, daß auch Gäste zur Hochzeit geladen werden, die über Land in andern Dörfern wohnen. Um also auch diesen die nöthige Ehre auf dem Wege der Einladung, auf die der Bauer unendlich viel hält, (indem er sich zuweilen den köpfigsten Epikuren und Ehrgeizigen spendend, wohl bey bis dormal zur Hochzeit bitten läßt) anzubringen, verfügen sich die Bauern ebenfalls in höchst eigener Person dahin: denn die Bauern wissen wohl Hochzeitbriefe, Einladungen und Visitenkarten nicht. Doch meinen die gelehrten Freunde, der Ritzschmeister begibt sich auf den Weg, zu den über Land wohnenden Gästen zu Fuß? o nein! er setzt sich zu Pferde, schmückt den Sattel mit ein Paar verrosteten Pfählen aus, und reitet, wie wüßte der irrende Ritter von Carlo Lanzabahn. Bewahre der Himmel, daß er in diesem Geschäfte sich seiner Füße bedient wüßte, und sollte der einladende fremde Hochzeitgast, kaum ein Viertelstunden weit von dem Dorfe entfernt wohnen! Eine Fußreise würde, nach der Meinung der Bauern, nicht sowohl auf ihn, als vielmehr auf die Hochzeitgeber eine große Ehre werten; denn es heißt unter den Bauern in der benachbarten Gemeinde: „Na, das war eine Hochzeit sein, daß es Gott erbarm! wenn der arme Ritzschmeister in einer so wichtigen Angelegenheit zu Fuß marschiren muß! Und diejenigen, die ihn ausgerufen haben, müssen gar sehr armselige Leute sein, die nicht einmal ein ebenes Pferd besitzen!“ Sie können sich also vorstellen, daß bey dergleichen

den Vorfällen, ziemlich die abgemittelten Klepper herhalten müssen. Ja es muß geritten seyn, und wenn es auf den letzten Gaul im Straße antommen sollt, der nur auf drey Füßen springt! Wenn daher die Tischdiener so einen kleinen Spasierritt vor sich haben, so werden die Pferde schon mehrere Tage vorher, recht tüchtig gestriert und sauber gepuzt. Haben die armen Krippenknacker das ganze Jahr hindurch, vielleicht einmal auch am Pfluge nicht ein Körnchen Hafer unter die Zähne bekommen, so werden sie jetzt über alles Maß mit diesem Futter, bis zum Eckel angestopft; dabey aber immer mit Peitschenhieben so gepecht, damit sie sich angewöhnen, bey dem leisesten Aufheben der Hand, die sie mit einem Klopfinstrument bedroht, oder dem geringsten Berühren mit dem Sporne, sich in die Höhe zu bäumen und hinten auszuschlagen. Ungeduldet die armen Thiere auf diese Art viel leiden müssen, so profitieren sie doch von der andern Seite auch etwas von der Hochzeit: denn sie bekommen wie gesagt, einen guten Bissen, der ihnen alles verschlingen muß. Um ihnen aber auch, wenn sie so recht ausgefüttert sind, die Gestalt statlicher Kossinanten zu geben, so wird das Reitzeug, in welches sie gezäumt werden, mit allerhand Zierrathen und unter andern vorzüglich mit einem weißen Tuche ausgeschmückt, das die Braut hergibt, und das an den Halfter, der mit lauter Schellen behangen ist, befestiget wird. Dieses Tuch prägt den steifen Reitern das Kennzeichen an, daß sie zu der bymärkischen Legion gehören. Welcher von den Tischdienern dann seinen so ausgestatteten Buzephalus recht zu tummeln versteht, trägt die Ehre des geschicktesten Pferdehändigers davon.

Ohne ein Paar Pistolen bey sich auf dem Pferde zu haben, wird über Land nicht geritten. Die Waffen kommen oben nicht etwa bey der Reide wegen auf den Gaul, sondern um mit denselben die nöthigen Freudenstücke zu thun, die mit den Einladungszeremonien und den übrigen Hoch-

zeitverhandlungen in der engsten Verbindung stehen. Gewöhnlich wird bey dem Eintritt ins Dorf der erste, und vor dem Hausthor des einzuladenden Gastes, der zweyte Freuden- oder Infirmationschass gethan. Beym Abzug ertönt ebenfalls wieder ein Galopp vor dem Hause, und der andere, wenn zum Dorfe im größten Galopp herausgeföhrt wird. — Schießen thut der Bauer überhaupt ungemein gerne, ungeachtet er doch nicht einmal recht mit dem Gewehre umzugehen weiß, und die sogenannten Schießprügel, wie er Flinten und Pistolen zu nennen gewohnt ist, sonst wie Pest und Höllendüchsen zu fliehen pflegt. Allein bey Hochzeiten, wo ihn alles im aufgelauffensten Jubel emporhebt, weichen Furcht und Ungeschicklichkeit von ihm. Es muß geschossen seyn, und sollte es kosten was es wolle, um die kreuschenden Coasts, die für das Wohl der Braut und Forschlente, der Hochzeitväter und Hochzeitmütter, und der andern Gäste ausgebracht werden, erwiedern zu können. Um einer Pistole aber habhaft zu werden (denn dergleichen Waffen findet man in den Hütten der Bauern sehr selten) scheuet er keine Mühe, und wenn er gleich meilenweit herumlaufen sollte, bis er eine irgendwo, entweder bey einem Schäfer oder einem Dorfschmiede auftreibt. Hat er das gesuchte Schießgewehr in Händen, so bekümmert er sich gar nicht viel um dessen rechten Zustand, wenn er nur ein Rohr steht, das er mit Pulver anfüllen kann. Die schlechte Beschaffenheit eines Schlosses, z. B. an einer Pistole, macht ihm gar keine Sorge. Sieht er, daß es nichts taugt, so pflegt er die Pistole entweder mit seiner Funkensprühenden Tabakspfeife oder einem glühenden Eisenrath abzufeuern. — Ja, geliebter Freund, Sie können sich gar keinen Begriff davon machen, wie der Bauer für das Schießen, aber gerade nur bey dieser Gelegenheit eingenommen ist, und mit welcher seligen Empfindung er auf das vielfache Echo lauscht, das der Knall seines Schießprüges verursacht. Dieses sein Behagen an dem Abfeuern

der Gewehre ergibt sich schon daraus, daß er sich bey seinen Lieblingsgenüssen — dem Brandweintrinken und Tabakschwänzen — einige Zeit vor der Hochzeit, die größten Einschränkungen anthut, um die nöthigen Groschen sich auf das Berthold Schwarzische Knallmateriale, ersparen zu können.

Die Pistolen trägt der Tischdiener gewöhnlich hinter dem Schnürgürtel. Sie kommen sehr wenig von seinem Leibe und aus seinen Händen, der vielen Freundschüsse wegen, die er pflichtmäßig zu machen genöthigt ist. Dergleichen Freundschüsse werden während des Verlaufes der Hochzeit, sehr oft gehört. Gewöhnlich ist es ein gewaltiger Schuß in der frühe, an einem jeglichen Tage, so lange die Hochzeit dauert, der die Gäste in das Hochzeitshaus zusammenruft. —

Wenn Sie doch, theurer Freund, einmal einen solchen Tischweitzer in seinem Ornat zu Pferde, und die Pistolen losfeuern sehen sollten, ich glaube, Sie würden sich vor Lachen kaum auf den Füßen halten können: denn zu possierlich und zu komisch müßte Ihnen die Centau'r ähnliche Figur vorkommen. — Leben Sie recht wohl!

(Die Fortsetzung folgt.)

Graf von Montgelas,

Maximilian Joseph Graf von Montgelas gehört in die Reihe der ersten Staatsmänner Deutschlands. Er war als Sohn einer bayerischen Mutter und Vaters, der kaiserlich bayerischer General war, 1759 in München geboren. Von frühern Zeiten her stammt das Geschlecht seiner Vorfahren (genannt Garnerin, Fra. von Thuiller, Freyherrn von Montgelas, Monte-Gelasio) aus Savoyen. Franz Garnerin de la Tuiller, sein Ur-Eitervater, war Staatsrath und Parlaments-Präsident zu Chambery. Nach vollendeter wissenschaftlicher Bildung in seinem Vaterlande reisete der junge Montgelas nach Frankreich,

um dort seine höhern Studien zu pflegen, und genoss des Umganges und der Belehrung des geliebten Professors Koch in Straßburg. Seine erste Anstellung in seinem Vaterlande war 1777 eine Hofratsstelle in München; 1779 ward er kurfürstlicher Kämmerer und Bürger Censurrath. 1785 beförderte ihn der damals regierende Herzog Carl II. von Zweibrücken dort bis zu einer Hof Rasvallerstelle bey seinem Hofe. Nach dem Tode dieses Fürsten folgte in der Regierung dessen Bruder, Maximilian Joseph, 18iger König von Bayern, welcher den Freyherrn von Montgelas schon früher kannte und in seine Dienste nahm. Einige Tage nach dem Hintritt des Kurfürsten Carl Theodor, den 16. Februar 1799, zog Montgelas mit seinem Herrn (dessen Nachfolger) in München ein, und wurde von demselben zum Minister der auswärtigen Verhältnisse ernannt, und zu allen Staatsgeschäften gebraucht. 1805 wurde er zum Minister des Innern, 1809, nach dem Tode des Freyherrn v. Hompesch, zum Finanzminister ernannt, und 1810 in den Grafenstand erhoben. Schon früher war er mit den Insignien des Großkreuzes und Großkanzlers der königl. Orden vom h. Hubertus und der bayerischen Krone und mehreren fremden Orden, geschmückt worden. Den Winter brachte er regelmäßig in München, den Sommer auf seinem Landhause in Bogenhausen, einem Dorfe in der Nähe der Hauptstadt, zu. Man besundert an ihm vorzüglichste Talente: einen geläufigen Scharfsinn, richtige und schnelle Beobachtungsgabe, ein ungemeines Gedächtniß, gründliche Kenntniß in Sprachen und Wissenschaften, und eine weitantsehende Politik.

Auflösung der Charade in Mrs. 32
E i c h h o r n.
